

Eduard Nagel, Trier

Zäh und sanft

Laudatio auf Univ.-Prof. Dr. Rudolf Pacik
anlässlich seines 65. Geburtstags

Im Rahmen des Symposions der Liturgischen Kommission Österreichs am 8. Oktober 2012 luden der Fachbereich Praktische Theologie der Universität Salzburg, die Liturgische Kommission Österreichs und das Pius-Parsch-Institut Klosterneuburg zum Festakt anlässlich des 65. Geburtstags und der Pensionierung von Univ.-Prof. Dr. Rudolf Pacik ins Bildungszentrum St. Virgil/Salzburg. Als Festgabe¹ konnte dem Jubilar eine Neuausgabe von »Pius Parsch, Römisches Rituale. Deutsch« überreicht werden. Präsident Univ.-Prof. Dr. Franz Karl Praßl (Graz) überreichte im Namen der Österreichischen Kirchenmusikkommission dem Geehrten die Orlando-di-Lasso-Medaille. Die Laudatio von Dr. Eduard Nagel geben wir hier wieder. (Redaktion)



Foto: Privat
Univ.-Prof. Dr. Rudolf Pacik

Viele Dissertationen werden geschrieben, weil ein Professor sich für eine Frage interessiert, aber sich die Zeit nicht nehmen will oder kann, selbst nachzuforschen, und darum einen fähigen und willigen jungen Menschen darauf ansetzt. Es gibt auch Dissertationen, die man geradezu als eine Art Lebensprogramm ihres Autors verstehen kann, das sich im weiteren Leben bestätigen und entfalten wird. Es ist nicht schwer, im Leben von Rudolf Pacik einen roten Faden zu entdecken, der sich bereits im Titel seiner Dissertation angedeutet und bis heute durchgezogen hat: »Volksgesang im Gottesdienst. Der Gesang bei der Messe in der Liturgischen Bewegung von Klosterneuburg«. In dem Titel ist Musik drin – buchstäblich und im übertragenen Sinn –, und es geht um Liturgie: zwei Stränge, die sich in Rudolf Pacik zu einem Menschenleben vereinigt haben.

Wenngleich heute vor allem sein Abschied aus dem Berufsleben im Fokus steht, so lässt sich das, was er im Beruf getan und geleistet hat, nicht trennen vom Privatmann Rudolf Pacik – war doch selbst für Freunde lange Zeit nicht ganz klar, ob schlussendlich der promovierte und habilitierte Liturgiewissenschaftler oder doch noch der mit Konzertdiplom ausgestattete und weitergebildete Organist sich durchsetzen würde. Eine Unsicherheit in der Außenwahrnehmung, die sich zeitweise für seine Karriere als Stein im Weg erwiesen hat. Denn in den Augen von Kirchenmusikern galt er aufgrund seiner Tätigkeit am Lehrstuhl für Liturgiewis-

¹ Pius Parsch (Hg.), Römisches Rituale. Deutsch. Neu eingeleitet von Jürgen Bärsch. Festgabe für Rudolf Pacik. Würzburg: Echter 2012 (PPSt 10).

senschaft in Innsbruck als Liturgiker. Liturgiker aber hielt man in diesen Kreisen zwar für eine hochachtbare Zunft, ihnen wurde aber nach dem Konzil doch auch ein gerütteltes Maß an Verantwortung für bittere Verluste im eigenen Wirkungsbereich zugemessen. Und umgekehrt war in den Kreisen der Theologen und Liturgiewissenschaftler seine Qualifikation und Leidenschaft im Orgelspiel bekannt – wer kann bei so jemand schon wissen, welche Töne da möglicherweise erklingen werden?

Kirchenmusik und Liturgiewissenschaft

Dabei lag zu dieser Zeit von ihm bereits ein Opus vor, das er zusammen mit unserem gemeinsamen ehemaligen Chef und hoch verehrten Lehrer, Universitätsprofessor P. Dr. Hans Bernhard Meyer SJ, herausgegeben hatte: „Dokumente zur Kirchenmusik unter besonderer Berücksichtigung des deutschen Sprachgebietes“. Als sein Assistent hatte er die einzelnen Dokumente und vor allem die zahlreichen wenig bekannten und oft nur schwer auffindbaren Stellen zusammengetragen, die es in kirchenamtlichen Veröffentlichungen zur Stellung und Bedeutung der Kirchenmusik in der Liturgie und in ihrem Umfeld gab. Das Buch war zu der Zeit, als es erschien – 1981 –, von unschätzbarem Wert und ist es bis heute. Damals – das war die Zeit, als einflussreiche Vertreter der Kirchenmusik die Liturgiereform geradezu für ein Werk des Teufels hielten und alles ihnen Mögliche unternahmen, um die von ihnen mit dem Schlagwort *thesaurus musicae sacrae* – Schatz heiliger/sakraler Musik – bezeichnete Musik, also die traditionelle Kirchenmusik, deren Hauptkriterium in ihrer Verbindung mit dem tridentinischen Messritus bestand, in ihrer reinen Form – gegen diese Reform zu retten.

Um nur ein Beispiel für die damalige Situation zu nennen: Als 1984 die Arbeitsgruppe „Musik im Gottesdienst“ der Liturgiekommission der Deutschen Bischofskonferenz einen längeren Brief an die Kirchenmusiker und eine Handreichung zur Kirchenmusik in der erneuerten Liturgie erarbeitet hatte, war es nicht möglich, die beiden Dokumente im Namen der Liturgiekommission oder gar im Namen der Bischofskonferenz zu veröffentlichen. Das Ganze konnte lediglich vom damaligen Vorsitzenden der Liturgiekommission als Bischof von Trier für sein Bistum herausgegeben und in der Zeitschrift „Gottesdienst“ 1985 abgedruckt werden. Ich erwähne das, um zu zeigen, wie gespannt zu dieser Zeit das Verhältnis zwischen einem beträchtlichen Teil der Kirchenmusiker und der erneuerten Liturgie war. Sie ahnen, wie wichtig deshalb eine Zusammenstellung und Ausgabe aller einschlägigen Dokumente war, um Sachlichkeit und Objektivität in die Auseinandersetzungen zu bringen.

Damit bin ich bei einem Wort, auf das Sie angesichts des Titels dieses Vortrags vielleicht schon gewartet haben: „Zäh und sanft“ habe ich gewählt in Anlehnung an das Wort von Pius Parsch „Mit sanfter Zähigkeit“, das dem Band über diesen Pionier der liturgischen und biblischen Erneuerung der katholischen Kirche im 20. Jahrhundert in Österreich und weit darüber hinaus seinen Namen gegeben hat. „Zäh“ muss jemand sein, der Dokumente mit einer solchen Akribie zusammenträgt. Geplant war das Projekt ursprünglich als Fortschreibung eines Heftes, dessen 5. und letzte Auflage 1956 erschienen war und das 79 Seiten im Kleinformat umfasste; der Band, dessen Inhalt Rudolf Pacik zusammengetragen hat, hat 500 Seiten, davon allein 66 Seiten Register mit, grob geschätzt, zwischen 2500 und 3000 Stichwörtern. Nur wer einmal an einem Sachregister gearbeitet hat, kann ermessen, welcher Exaktheit und Ausdauer es bedarf, allein ein solches Register zu erstellen. Mir ist in meinem ganzen Leben kein einziges begegnet, das auch nur annähernd so differenziert und zugleich so praktikabel

– und so verlässlich! – ist wie dieses. Und ich bekenne gerne, dass mir dieses Werk bei der Beantwortung von Anfragen zur Kirchenmusik gerade in der heißen Phase der diesbezüglichen Auseinandersetzungen oft gute Dienste geleistet hat.

Ja, und „sanft“ – auch dieses zweite Adjektiv zur Kennzeichnung der Person und der Arbeit Rudolf Paciks lässt sich an diesem Buch festmachen. Während die Auseinandersetzungen damals weithin von Vorurteilen und Killerphrasen und von Intrigen bestimmt waren, haben die Herausgeber der Sammlung nicht in das laute Geschrei eingestimmt, sondern einfach auf den Tisch gelegt, was die Dokumente sagen. Da konnte nun jeder selbst nachlesen, was wirklich Sache war. Was die Dokumente hergaben zugunsten aller Formen von Kirchenmusik, sei es die Gregorianik, seien es die großen Messkompositionen oder Motetten, seien es alte und neue Gesänge und Kompositionen, sei es Instrumentalmusik jenseits der Orgel, sei es nicht zuletzt ganz allgemein die Bedeutung der Kirchenmusik, die vom Rang der Begleitmusik zu einem bedeutsamen Element der Liturgie aufgewertet worden war.

Innsbruck und das Werk Jungmanns

Mit dem Blick auf die Sammlung der Dokumente zur Kirchenmusik sind wir nun hineingesprungen in die Mitte des Lebens von Rudolf Pacik. Natürlich gibt es auch ein Davor und ein Danach. Und in beide Richtungen zieht sich der rote Faden der Verbindung von Liturgie und Musik. Nach Innsbruck kam Rudolf Pacik, weil Pater Hans Bernhard Meyer SJ einen Assistenten suchte. Da gab es zwar Bewerber, aber P. Meyer fragte auch bei seinen Kollegen an den Lehrstühlen, ob sie vielleicht einen förderungswürdigen Kandidaten hätten. Prof. Johannes Emminghaus empfahl ihm einen jungen Mann, der im Jahr zuvor eine bemerkenswerte Dissertation über den Gesang bei der Messe in der Liturgischen Bewegung von Klosterneuburg abgeschlossen und eben an der Musikhochschule in Wien das Konzertdiplom für Orgel erworben hatte. Neben der Qualität der Dissertation, die dann auch als Buch erschien, war diese doppelte Qualifikation für P. Meyer ein Grund, sich diesen Kandidaten näher anzuschauen und ihn für die Stelle an der alten Jesuitenuniversität in Innsbruck zu gewinnen. Denn während sich zu dieser Zeit Liturgiereform vor allem um das erneuerte Ritual und um Texte drehte, war Meyer bereits die Bedeutung der Ästhetik deutlich bewusst.

Und so stieg – wenn ich mich recht erinnere, an einem etwas verhangenen Septembertag im Jahr 1975 – in Innsbruck ein junger Mann, den man für einen Studenten halten konnte, aus dem Zug. Sein Gepäck: nicht mehr als ein Koffer und eine Tasche – einen zweiten Koffer hatte er bei der Bahn aufgegeben; das war kein großer Umzug. Entsprechend war dann auch sein erstes Quartier keine eigene Wohnung, sondern ein spartanisch einfaches Zimmer im Jesuitenkolleg – für den Übergang, bis er etwas Passendes gefunden hätte. Es dauerte dann eine ganze Weile, bis es so weit war, und, da er weder verheiratet war noch sonst eine engere persönliche Bindung erkennen ließ, tauchte mit der Zeit in seiner Umgebung da und dort ganz leise die Frage auf, ob er nicht vielleicht schlussendlich in der Gesellschaft Jesu Wurzeln schlagen würde. Zum Leben im Ordenshaus kam noch sein Engagement als Organist in der Jesuitenkirche, das den Jesuiten ebenso willkommen war wie ihm selbst, da er damit ein großes Instrument geradezu im Hause hatte, an dem er seine künstlerischen Fähigkeiten weiter entfalten konnte. Freilich gab es auch Signale, dass er seine Berufung nicht in einem Ordensleben sah – so pflegte er z.B. schon fast professionell den Volkstanz: Wenn jemand von Ihnen einmal sehen möchte, wie ein exakt getanzter Schuhplattler aussieht, laden Sie Rudolf Pacik

ein! – Dennoch dauerte es fast drei Jahre, bis eine eigene Wohnung sein Gefallen gefunden hatte.

Sanft und zäh – Rudolf Pacik ist nicht der Mann, der laut auf sich aufmerksam macht, sich vordrängt oder mit Ellbogen hocharbeitet, er überzeugt durch seine Leistung, er trifft nicht vorschnell Entscheidungen oder verkündet Ergebnisse, wo noch Klärungsbedarf besteht, sondern er geht einer Sache nach, bis einfach alles stimmt. Das trifft für seine Arbeit als Redakteur der renommierten „Zeitschrift für katholische Theologie“ ebenso zu wie für seinen anderen Schwerpunkt in der Innsbrucker Zeit: seine Arbeit über Josef Andreas Jungmann. Was kann uns das so genannte Konzilstagebuch dieses großen Liturgiewissenschaftlers, der mit seiner Arbeit wesentliche Grundlagen geschaffen hat für die Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils, was kann uns dieses Tagebuch verraten über das, was in jenen Tagen vor und hinter den Kulissen in Rom vorging? Diese Frage war schon Mitte der 1970er-Jahre höchst spannend, und die Antwort darauf ist heute als authentische Auskunft über den wahren „Geist des Konzils“ vielleicht noch spannender. Um sie zu klären, hat Rudolf Pacik am Beginn seiner Innsbrucker Zeit die „Gabelsberger Kurzschrift“ und deren persönliche Version Jungmanns lesen gelernt. Und er hat das Vertrauen der Jesuiten gewonnen, die ihm den Zugang zu den persönlichen Dokumenten Jungmanns gewährt haben. Aus seiner Beschäftigung mit Jungmann ging seine Habilitation hervor: „Last des Tages“ oder „geistliche Nahrung“? Das Stundengebet im Werk Josef Andreas Jungmanns und in den offiziellen Reformen von Pius XII. bis zum II. Vaticanum (Regensburg 1997).

Es war ja eigentlich mehr oder weniger ein Zufall, dass Rudolf Pacik zum Thema Jungmann kam, weil er bei P. Hans Bernhard Meyer SJ Assistent wurde, der aus naheliegenden Gründen als Nachfolger Jungmanns Interesse an dessen Werk hatte, das in der Liturgiereform des Konzils zu kirchengeschichtlicher Bedeutung gelangt war. Wenn ich heute die Habilitationsschrift Paciks in die Hand nehme, dann erkenne ich darin eine ähnliche Gründlichkeit, mit der eine fast unüberschaubare Fülle an Material aufgearbeitet und auf gut verständliche Weise dargestellt wurde, wie ich sie immer schon in Jungmanns Werk *Missarum sollemnia* bewundert habe. Da hat ein Thema seinen Autor gefunden, da stimmen Inhalt und Form perfekt überein.

Thematisch ist das wissenschaftliche Werk Paciks natürlich nicht auf die Kirchenmusik und Josef Andreas Jungmann beschränkt. Wer seine Literaturliste durchsieht, findet darin zu diesen Themen deutliche Akzente, aber daneben auch andere. Zu einem großen Teil drehen sich seine Publikationen um Fragen, die mit der Liturgischen Bewegung des 20. Jahrhunderts und der Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils und ihrer Umsetzung zu tun haben wie etwa die *actuosa participatio* oder einzelne gottesdienstliche Elemente wie die Brotbrechung und die Kommunion unter beiden Gestalten oder Fragen des Kirchenraumes und seiner Ausstattung. Eines jedoch ist allen seinen Schriften gemeinsam: die Perfektion, mit der jede inhaltliche Aussage wissenschaftlich abgesichert ist, und die Akribie, mit der auch die letzte Anmerkung ausgeführt ist. Das macht auch verständlich, dass die Literaturliste nicht ganz so lang sein kann wie das Register des Dokumentenbandes zur Kirchenmusik.

Sachverstand, Wissbegier, Genauigkeit – und Humor

Wie die Arbeitsweise von Rudolf Pacik in der Praxis ganz konkret aussieht, kann ich an einem kleinen Beispiel erläutern: Vor ein paar Monaten erschien das *Gottesdienst extra* „Gottes Wort in Gottes Dienst“ mit Artikeln aus früheren Jahrgängen aus *Gottesdienst*, die für die neue

Veröffentlichung von der Redaktion z. T. erheblich überarbeitet wurden. Bei der Frage an die Autoren, ob sie mit der Überarbeitung einverstanden seien, erhielten wir von den meisten eine einfache Zustimmung, zwei oder drei hatten noch geringfügige Korrekturwünsche. Von Rudolf Pacik erhielt ich insgesamt sieben Mails, und wir haben mindestens zwei oder dreimal darüber telefoniert. So etwas ist zwar für den Redakteur und Herausgeber aufwändiger, aber das Ergebnis ist dann eben auch von einer selten anzutreffenden Präzision in den Aussagen, sodass sich der Aufwand lohnt.

Das Zögern von Rudolf Pacik, wenn es darum geht, sich schriftlich endgültig festzulegen, hat – wenn ich das recht sehe – wohl vor allem damit zu tun, dass er nicht einfach nachbetet, was andere behaupten. Wenn dann angesehene Autoritäten zu anderen Ergebnissen kommen und deren Meinung als Standard gilt, liegt es nahe, sich zu fragen: Habe wirklich ich Recht mit meiner abweichenden Theorie, habe ich nichts übersehen? Dazu ein typisches Beispiel: der Antwortpsalm. Während im deutschen Sprachgebiet – anders als im französischen – von maßgeblichen Leuten geradezu eine Ideologie vertreten wurde: Der Psalm im Wortgottesdienst der Messfeier sei nichts Anderes als eine Antwort auf die erste Lesung, an seiner Stelle könne genauso gut ein anderer mehr oder weniger passender Gesang – einfach ein „Zwischengesang“ – stehen, hat Pacik früh den Charakter des Psalms als Lesung erkannt – mit den entsprechenden Konsequenzen für die musikalische Gestaltung als Solovortrag im Unterschied zur Gemeindepsalmodie. Dafür hat er bis in die alten Karsamstagslesungen hinein geforscht. Spricht man ihn bei einer solchen Gelegenheit darauf an, dass er hier etwas Wichtiges sagt, das sonst niemand vertritt, wird er ganz verlegen: „Nein, das habe ich von dem und dem.“ Geht man dann dieser Spur nach, ist es oft wirklich nicht viel mehr als eine Spur: ein Wort, eine Randbemerkung ohne besonderen Nachweis, aber für Pacik Grund genug, akribisch nach allen erreichbaren Quellen zu suchen und diese auf ihre exakte Aussage hin zu prüfen.

Wissenschaftliche Arbeit solcher Art verlangt zweifellos eine große Zähigkeit, sie bedarf aber daneben noch einer anderen persönlichen Voraussetzung, und das ist eine fast grenzenlose Wissbegier. Nicht darauf warten, bis andere einem Informationen präsentieren, sondern einfach die Augen und Ohren offen halten für alles, was zu sehen oder zu hören ist, ganz gleich, wo etwas liegt oder von welcher Seite es kommt, gehört wohl zu Rudolf Paciks typischen Eigenschaften. Tatsächlich kommt man so zu neuen Erkenntnissen und Einsichten, und das bringt mitunter einen selbst oder auch andere im Leben weiter. So verdanke ich persönlich – das verrate ich jetzt hier und heute zum allerersten Mal – die Tatsache, dass mich der berufliche Weg nach Trier geführt hat, Rudolf Paciks besonderem Informationsbedürfnis, das ihn einen nicht an ihn adressierten Brief lesen ließ, der ihm zufällig offen unter die Augen kam. – Wofür ich bis heute dankbar bin.

Sanftheit hat auch mit Selbstlosigkeit zu tun. Dass es Rudolf Pacik immer vor allem um die Sache geht und nicht um eigenen Glanz und Ruhm, zeigt eine kleine Begebenheit aus jüngster Zeit. In einem Artikel in *Gottesdienst* hatte er ein Plagiat eines eigenen Artikels entdeckt. Die Klärung ergab, dass der Autor sich nicht mehr bewusst gewesen war, woher er seine Unterlagen ursprünglich zusammenkopiert hatte. Paciks Kommentar: „Johannes Brahms entdeckte in einer Liedsammlung eine eigene Komposition. Als Herkunftsangabe stand dabei: Volkslied. Brahms soll sich darüber gefreut haben ...“

Es hat wohl mit dem großen Interesse an der jeweiligen Sache und mit seiner Bescheidenheit in Bezug auf persönlichen Ruhm zu tun, wenn Rudolf Pacik in einer Reihe von Gremien

ein hoch geschätztes Mitglied war und ist. In diesem Kreis hier ist natürlich an erster Stelle die Liturgische Kommission für Österreich zu nennen, der er seit 1980 angehört – wahrscheinlich ist er damit das dienstälteste Mitglied. Damit verbunden war er seit 1995 bis zu deren Ende Mitglied der „Internationalen Arbeitsgemeinschaft der Liturgischen Kommissionen im deutschen Sprachgebiet“ (IAG) und zuvor schon in der Arbeitsgruppe „Musik“ der „Studienkommission für die Messliturgie und das Messbuch“ der IAG sowie in einer Arbeitsgruppe, die von 1997 bis 2000 mit der Fortschreibung der Allgemeinen Einführung in das Messbuch betraut war. Deren Arbeit fand dann ein Ende, weil höherer Wille zu verstehen gab, dass die Zukunft nicht einer Fortschreibung, sondern der exakten Übersetzung römischer Dokumente gehöre. Auch dafür griff man bei der Übersetzung der Instruktion „*Liturgiam authenticam*“ und in der Folgearbeit auf Paciks Kompetenz zurück.

Gerade diese Tatsache, dass er für beides gefragt war: für die kreative Weiterentwicklung wie für die sehr genaue Übersetzung liturgischer Dokumente, zeigt, was ich im Zusammenhang mit der Wissenschaft bereits darzustellen versucht habe: Rudolf Pacik lässt sich nicht vereinnahmen, sondern leistet seinen Beitrag zur Sache und wird dafür geschätzt. Und weil das so ist, kann er es sich auch leisten, gelegentlich seine persönliche Meinung zu einer Sache auf hintergründig humorvolle Weise durchaus spitz zum Ausdruck zu bringen. Dazu als kleines Beispiel sein Kommentar zur neuen Übersetzung von „*pro multis*“: „Meinen Übersetzungsvorschlag hat man nicht akzeptiert: ‚für fast alle.‘“

Sein Sachverstand und die Bereitschaft, gleichsam Hintergrunddienst zu tun, also nicht ständig mit eigenem Namen in der ersten Reihe zu stehen, sowie sein Interesse an dem, was die Menschen bewegt, sind es auch, was ihn zur Mitarbeit in weiteren Kommissionen und in Redaktionen geradezu prädestiniert: in den diözesanen liturgischen Kommissionen zuerst in Innsbruck, dann in Salzburg, in der Subkommission der deutschen Liturgiekommission „*Gemeinsames Gebet- und Gesangbuch*“, in der Österreichischen Theologischen Kommission, in den Redaktionen der Zeitschriften „*Heiliger Dienst*“ und „*Bibel und Liturgie*“, in dem Internationalen Studienkreis für Gesang und Musik in der Liturgie „*Universa laus*“ sowie als Mitglied der zu diesem Abend miteinladenden Liturgiewissenschaftlichen Gesellschaft Klosterneuburg und als Mitherausgeber der Pius-Parsch-Studien.

Ja, und das werden vielleicht nicht alle wissen: Von 1976 bis 1987 war Rudolf Pacik auch Mitglied und zeitweise sogar Leiter der Arbeitsgruppe „*Sekten*“ im Bischöflichen Seelsorgeamt Innsbruck. Ich erwähne das deswegen, weil – und das wissen jetzt wohl schon sehr viele mehr – Pacik ein überdurchschnittliches Interesse an und Wissen über Gruppen am rechten Rand der katholischen Kirche hat und geradezu ein Spezialist ist, wenn es um Fragen im Zusammenhang mit dem außerordentlichen Ritus geht. Ich sehe darin etwas von dem, was das Adjektiv „*sanft*“ im Titel dieses Vortrags bedeuten soll: das ernsthafte Bemühen, die eigentlichen und tiefen Anliegen Andersdenkender zu verstehen, ohne sie deswegen für sich persönlich anzunehmen, anstatt einfach in allgemeine Vorurteile einzustimmen. Oder anders gesagt: die Toleranz gegenüber und die Achtung vor der Überzeugung anderer Menschen. Was gelegentliche humorvolle spitze Bemerkungen keineswegs ausschließt.

Nicht zuletzt sein umfassendes Interesse an der Praxis wie an der Theorie und der Einblick, den er durch seine vielfältigen Tätigkeiten in den real existierenden Kirchenbetrieb hat, waren sicher auch für ihn als Lehrer und für seine Studenten ein Gewinn. Ich habe selbst zwar nie eine seiner Vorlesungen gehört, aber wenn ich daran denke, wie viel Interessantes ich aus seinen Schriften und am Telefon oder über E-Mail von ihm schon erfahren habe, nehme ich

an, dass seine Vorlesungen für mich eine gute Fortführung und Erweiterung dessen gewesen wären, was ich seinerzeit bei Josef Andreas Jungmann und Hans Bernhard Meyer gehört habe. Seine Wertschätzung an der Universität und seine Bereitschaft, Aufgaben im Dienste aller zu übernehmen, kommt nicht zuletzt darin zum Ausdruck, dass er schon nach den ersten drei Jahren als Professor an der Theologischen Fakultät hier in Salzburg das Amt des Dekans und anschließend des Stellvertretenden Dekans ausübte.

„Verheiratet mit der Orgel“

Nach dem Blick auf die wissenschaftliche Arbeit und das (kirchen)politische Wirken von Rudolf Pacik gestatten Sie mir noch einmal einen eigenen Blick auf den Menschen, der natürlich der gleiche ist wie der Wissenschaftler, von dem bisher die Rede war. Einiges dazu ist ja schon angeklungen. Ich habe dazu im Vorfeld mehrere Personen befragt, die ihn aus der Nähe kennen. Die Person, die wohl am längsten mit ihm zusammengearbeitet hat, ist Frau Eva Neururer, die zu seiner Zeit in Innsbruck Sekretärin am Lehrstuhl für Liturgiewissenschaft war. Sie zeichnete in ihrer Schilderung ein ähnliches Bild wie das, das ich zu vermitteln versucht habe, zugespitzt um einige reizvolle Details. Rudolf Pacik sei immer „kollegial, hilfsbereit in jedem Belang“ gewesen, in Fragen der Rechtschreibung so verlässlich wie der Duden, aber wesentlich einfacher zu handhaben als dieser, berichtete sie. Und überdies „humorvoll und geistreich“. Als die Computerei aufkam, sei er anfangs nicht so begeistert gewesen, weil nicht alles so einfach war, aber dann habe er sich am besten von allen damit ausgekannt und alle Probleme, mit denen die anderen nicht zurechtkamen, gelöst – Sie erinnern sich an das Wort „zäh“. Am Ende hätte er, so Frau Neururer, am liebsten ein eigenes Büro aufgemacht, um wissenschaftliche Arbeiten in perfekte Form zu bringen. Als Redakteur der Zeitschrift für katholische Theologie war er ja ständig konfrontiert mit unvollständigen, ungenauen und fehlerhaften Anmerkungen. Bei seinen eigenen Artikeln habe sein Perfektionismus manchmal andere etwas Nerven gekostet, weil er über einem Beitrag, der eigentlich fertig war, noch einmal wochenlang gebrütet habe. Ja, und er sei mit der Orgel der Jesuitenkirche verheiratet gewesen – eine plausible Erklärung für sein Singledasein bis heute, denn, so Frau Neururer: „gegenüber einer Frau wäre die Orgel wohl eifersüchtig gewesen“ – man beachte das Subjekt in diesem Satz!

Zum Teil fast wörtlich stimmen damit die Aussagen von Dozent Dr. Paul Weiß überein, der unter den Anwesenden Rudolf Pacik wahrscheinlich am allerlängsten kennt. Paul Weiß ist wenigstens den Älteren unter uns bekannt als der Initiator der „Machstraße“ in Wien, der Pfarrei St. Nikolaus von der Flüe, in der Anfang der 1970er-Jahre der Versuch unternommen wurde, auf der Grundlage von Basis-Gemeinden ein neues Konzept von Gemeinde zu verwirklichen. Hier hat Rudolf Pacik schon als Student und auch später in seiner Innsbrucker Zeit, als seine Mutter im Bereich dieser Pfarrei wohnte, an Gottesdiensten teilgenommen und mit großem Interesse verfolgt, was sich da liturgisch tat. Und als Paul Weiß sich später in Innsbruck weiter in die wissenschaftliche Welt vertiefte, war Rudolf Pacik ihm ein wichtiger Begleiter. Auch er schreibt über Pacik, „mit welcher akribischen Genauigkeit (er) ... den Anliegen einer korrekten Zitation und Stellenangabe bzw. der Rechtschreibung nachging“. Und auch davon, „wie genau er – der examinierte Konzertorganist – sich auf das oftmalige sonntägliche Orgelspiel durch Üben vorbereitet“. Ebenso schreibt Weiß von seiner großen Hilfsbereitschaft und der Bescheidenheit, die sich gelegentlich auch in Gestalt einer Verunsicherung äußerte, ob die

eigene wissenschaftliche Arbeit – etwa die Habilitationsschrift – „den Ansprüchen genüge“. Ja, Rudolf, sie hat genügt und viel mehr als das – das hat dir damals Paul Weiß gesagt und das mit vollem Recht.

(Glück-)Wünsche zum Schluss

Mit diesem Zuspruch komme ich zu dem, was an das Ende dieser Laudatio gehört: Rudolf! Deine eifersüchtige Geliebte wartet auf dich. Du hast jetzt mehr Zeit für sie. Erhöre ihren Ruf! Und du hast deine wissenschaftliche Tätigkeit in Innsbruck mit der Beschäftigung mit dem Tagebuch von Josef Andreas Jungmann begonnen. Du kennst alles, was es dazu zu sagen gibt, wie kein anderer. Wir alle möchten wenigstens ein wenig von diesem Wissen naschen. Du hast jetzt mehr Zeit, das auf Papier zu drucken, was sich diesbezüglich bei dir im Lauf von weit mehr als drei Jahrzehnten angesammelt hat. Und damit abzurunden, was dein Leben auf weite Strecken geprägt hat. Wir alle freuen uns darauf. Mach es – sanft und zäh! Dazu alles Gute!

Die Redaktion von „HEILIGER DIENST“ dankt dem Jubilar, Univ.-Prof. Dr. Rudolf Pacik, für sein vielseitiges und engagiertes Wirken in der Redaktion der Zeitschrift „HEILIGER DIENST“ und hofft zuversichtlich auf seine weitere Mitarbeit.
Mit den besten Wünschen zum 65. Geburtstag: Ad multos annos!